



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Seligensbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Lutherwort.

Gott spricht: Willst du mich lieben, mir einen Gefallen tun, der mich erfreut? Siehe nun wohl, daß du mich nicht übergehst! Ich will dir ganz nahe genug sein in einem jeglichen armen Menschen, der deiner Hilfe und Lehre bedarf. Da stecke ich mitten inne. Du kannst ihm so wenig oder so viel tun, du hast es mir selbst getan. — Also ist die Welt voll, voll Gottes; in allen Gassen, vor deiner Tür findest du Christum.

Dieweil für Gott nicht Zeit noch Raum geblieben,
Ward Götz Mammon stark und riesengroß,
Bis daß ein ganzes Volk, nun heimatlos,
In Not und Elend ward hineingetrieben.
Nun stehen abertausend an den Straßen,
Voll Sehnsucht nach dem lichten Vaterhaus.
Doch streckt sich keine Hand nach ihnen aus,
Und ihre Sehnsucht stirbt im grimmen Hassen.

Herr, öffne du die Tür, eh' sie verderben,
Entreiß sie der namenlosen Qual,
Berufe sie zu deinem Abendmahl,
Und laß sie deines Reiches Fülle erben.

Fritz Niebold.

Sichtbares Christentum.

Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen, und euren Vater im Himmel preisen. (Matthäus 5, 16.)

Ich las unlängst eine ergreifende, für jeden Christen tiefbeschämende Geschichte: In einem großen Dorfe lebte ein reicher alter Herr, rechtschaffen, aber vollständig ungläubig. Er machte aus seiner Religionsfeindschaft auch nicht den mindesten Hehl. Er spottete, wo er konnte. Als er zum Sterben kam, besuchte ihn der Ortsgeistliche, erhielt aber von ihm die runde Erklärung, daß er auf alles, was die Kirche ihm zu bieten habe, mit Wissen und Willen verzichte. Auf die Frage des Geistlichen, wie er zu solcher Stellung gekommen sei, erwiderte der Sterbende: „Das werden Sie nach meinem Tode schriftlich bekommen.“ Bald darauf starb er. Die Gemeinde beteiligte sich sehr zahlreich an der Beerdigung. Man war allgemein gespannt, was der Pfarrer am Grabe dieses kirchensyndlichen Mannes sagen werde.

Nachdem das Eingangsgebet gesprochen war, entnahm der Geistliche der Argende ein Blatt und sagte: „Die Pflegerin des Wanderes, der soeben an seinem Ziele angekommen ist, hat mir vorgestern im Auftrage des Verstorbenen diesen Brief überbracht mit der Weisung, bestie-

bigen Gebrauch von ihm zu machen. Ich will ihn euch vorlesen: Er lautet also:

„Ich bin zwar getauft und durch eine sogenannte christliche Schule gegangen und habe sogenannten christlichen Konfirmationsunterricht erhalten. Damals war ich willenlos. Später habe ich mich innerlich von euch losgemacht. Euretwegen. Ich war kein Christ, nein! Seid ihr Christen? Es ist zum Lachen, daß ihr das behauptet. Wo ist denn das Licht und das Salz in eurer Gemeinde? Wo? Zeigt's doch. Wo sind unter euch die Früchte, an denen man Jesu Jünger erkennen kann? Statt dessen Lieblosigkeit, Hassen, Familienzank, Wirtschaftstreit, Selbstsucht, Lügen, Heucheln wie bei den andern. Zeigt mir einen, der ganz wahrhaftig ist! Wo ist die Kraft, die von Jesus ausgeht und deren ihr euch rühmt? Was ihr habt, ist eine schöne Kirche mit hübschen Glasfenstern, drei gute Glocken, ein Leichenwagen und ein Klingelbeutel. Noch was? Mir scheint, euer Jesus wird durch euch blamiert.“

Die Zuhörer waren alle aufs tiefste ergriffen, schlugen an ihre Brust und kehrten schuldbewußt nach Hause.

Und wer unter uns muß nicht auch an seine Brust schlagen, wenn er eine solche Anklage hört? Die Welt schaut denen, die zu Jesus gehören wollen, scharf auf die Finger. Sie hat ganz recht. Man darf viel erwarten von einem, der in Gemeinschaft mit Jesus steht, weil er viel empfängt. Aber eben deshalb haben die Jünger Jesu auch die Pflicht, sich dieser hohen Aufgabe bewußt zu sein und das zu leben, was sie mit dem Munde bekennen. Wir müssen Anschauungsunterricht geben im Christentum, alles andere nützt nichts. Wir müssen der Welt zeigen, daß es solche Leute, wie Jesus sie haben wollte, nicht nur einmal gegeben hat vor 1800 Jahren, sondern noch heute gibt. Die Menschen glauben durchweg den Augen mehr als den Ohren. Das, was sie sehen, macht ihnen mehr Eindruck und hat stärkere Ueberzeugungskraft, als was sie hören. Ein bloßes Wortchristentum mag einen Menschen noch so kalt lassen; wo ihm aber das Christentum als Kraft und Leben aus Gott entgegentritt, da wird es seines Eindruckes nicht verfehlen.

Ein vordem ungläubiger und gottloser Kaufmann erfuhr eine gründliche Umwandlung. Als er nach dem Mittel seiner Befehrung gefragt wurde, antwortete er: „Es war das gute Beispiel eines meiner Angestellten, dessen Religion mehr in seinem Leben als in seiner Zunge lag. Wenn ich fluchte — und das tat ich sehr oft — machte er mir nie Vorstellungen, aber ich merkte wohl, wie tief es ihn schmerzte. Wenn ich in Zorn geriet und Schmähworte ausstieß, konnte ich sehen, wie weh ihm die Szene tat, obschon er nie ein Wort sprach. Die Achtung vor ihm bewog mich schließlich, daß ich meine Leidenschaften in seiner Gegenwart zügelte und dann überhaupt bekämpfte. Obgleich dieser Mann nie ein Wort über

Religion mit mir sprach, übte er doch einen besseren Eindruck auf mich aus als irgend ein anderer Mensch. Nächste Gott danke ich ihm in erster Linie die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens.“

Der bekannte General Gordon wollte einst in Indien einen Mohammedaner als Diener anwerben. Der wollte aber nicht. Nach dem Grunde seiner Weigerung gefragt, sagte er: „Herr, du würdest mich zu einem Christen machen.“ Gordon erwiderte: „Ich will gar nichts von Religion mit dir reden und dich ganz in Ruhe lassen.“ Aber der Mohammedaner blieb bei seiner Weigerung und sagte: „Ich würde in deiner beständigen Umgebung sicher ein Christ werden, ohne daß du auch nur ein Wort von deiner Religion sagtest. Dein Wandel predigt lauter als alle Worte, und das will ich vermeiden; ich will kein Christ werden.“ —

Ist dein Christentum ein sichtbares? Ein nicht sichtbares Christentum kann ebensowenig wirken wie ein nicht angezündetes Licht.

Läßt uns hingehen und leuchten. Darauf kommt's nicht an, daß man ein recht großes Licht hat, sondern darauf kommt's an, daß jeder in der Ecke, in die ihn Gott gestellt hat, sein Lichtlein, wenn's auch noch so klein ist, leuchten läßt dem zu Ehren, von dem er es hat. Es ist keiner von uns so unbedeutend, daß von ihm nicht ein segnender Einfluß auf seine Umgebung ausgehen könnte, keiner so klein, daß er den großen Gott nicht verherrlichen könnte.

Beugen.

Eugen Keller.

Und hätte der Liebe nicht . . .

Von Karl Weise. (Schluß.)

Der erste Tag der Arbeit kam. Als er mit dem Onkel durch das große Rechentor ging, war es ihm, als träte er in eine andere Welt. In den großen Maschinenhäusern stampften die Maschinen, die Schwungräder furrten, und die schweren Kolben pochten den Takt dazu. Ein Gewirre von Rohren und zischenden Dampfleitungen lag über ihnen, in der Schmiede standen ruffige Gesellen und hämmerten, daß die Funken stoben. Dazwischen schallte das Läuten der Anschlagsglocke im Förderturm; hoch oben drehten die starken Räder das Drahtseil, an dem die kohlenbeladenen Wagen aus der Tiefe gezogen wurden. Hier schwang die Arbeit ihr Zeppter. Hunderte von Menschen waren unter und über der Erde beschäftigt, ununterbrochen liefen die Maschinen. Raslos förderte man die schwarzen Diamanten zu Tage, um sie in langen Eisenbahnzügen zu verladen und ins Land zu schicken.

Die Schlosserwerkstatt lag neben dem Verwaltungsgebäude. Niels war von den überwältigenden Eindrücken des Rechenplatzes so verwirrt, daß er kaum einzutreten wagte; er kam sich wie ein Eindringling vor. Die Gesellen lachten, als er staunend die großen Drehbänke betrachtete und vorsichtig an ihnen vorbeischlich. Hier wurde eine Bohrmaschine eingeschaltet, dort hämmerte eine Stanze mit wuchtigen Schlägen. Bei jedem ungewohnten Geräusch schrak er zusammen. Der Onkel nahm ihn lächelnd bei der Hand und führte ihn in die Nebenwerkstatt, wo er die ersten Handgriffe kennen lernen sollte.

Es waren schwere Wochen, die nun folgten. Niels brauchte lange Zeit, um sich an die Umgebung und an den Lärm der Maschinen zu gewöhnen. Bald aber bekam er Interesse an seiner Tätigkeit, die Lust zum Handwerk regte sich; nach einigen Monaten konnte der Meister mit Befriedigung feststellen, daß er mit dem Jungen keinen Fehlgriß getan hat.

Tante Hanna nahm sich des jungen Menschen liebevoll zu Hause an. Da ihr selbst Kinder versagt geblieben waren, verschwendete sie ihre Mutterliebe an diesen stillen, wortkargen Jüngling. Wenn sie ihn zum Sprechen veranlassen wollte, dann brauchte sie nur von der Heimat und den Lieben daheim zu reden. Dann kam er aus sich heraus, schwer kamen zwar die Worte über seine Lippen, doch hinter jedem stand ein Herz voll tiefer Liebe. Sprach er von seiner Mutter, bekamen seine Augen einen eigenen Glanz. Jeder Ausdruck und jeder Laut glichen dem liebkosenden Streicheln von Kinderhänden. In solchen Stunden blickte Frau Hanna in die Tiefe seiner Seele.

In jedem Monat schrieb er einen langen Brief nach

Hause. Von sich sprach er wenig; doch fragte er immer wieder an, ob es die Mutter noch schaffen könne. Regelmäßig antwortete die Mutter, er solle sich keine Sorgen machen, sie fühle sich wohl, der Föhn, der brave Kerl, nähme ihr manches Stück Arbeit ab.

Dann ging er zufrieden an seine Arbeit. In ihm war der feste Wille, die Lehrjahre auszunutzen, um sein Handwerk gründlich zu erlernen. Bald konnte ihn der Onkel an schwierige Arbeiten stellen, die Geschick und Gewissenhaftigkeit verlangten, er gab sich die größte Mühe, sie zur Zufriedenheit zu erledigen. Im dritten Lehrjahre bewilligte man ihm einen geringen Stundenlohn. Freudestrahlend brachte er den ersten Verdienst nach Hause, nun konnte er bald seinen Lieben eine Freude bereiten.

Eines Tages wurde Niels der Lehrbrief ausgehändigt. Der Betriebsführer drückte ihm freundlich die Hand, lobte seine Treue und Zuverlässigkeit und sprach der Hoffnung aus, ihn noch recht lange in seinem Betrieb beschäftigen zu dürfen.

Ein Jahr wollte Niels noch als Geselle weiter arbeiten, dann beabsichtigte er nach Hause zu fahren und mit seiner Mutter das Weitere zu bereden. In seiner Beschäftigung änderte sich nun manches. Mit älteren Gesellen mußte er oft in den Schacht fahren, um Reparaturen vorzunehmen. Ein unbehagliches Gefühl besahlich ihn, wenn er mit dem Förderkorb einige hundert Meter in die Tiefe sauste, das dumpfe Empfinden der wesenslosen Stille, das jeden Neuling, besiel, der zum ersten Mal dort unten arbeiten mußte, wich nicht von ihm. Wenn er in der dichten Finsternis stundenlang seine Arbeit tat, kam ein Hunger und eine Sehnsucht nach Licht und nach dem weiten Gotteshimmel über ihn, daß er sich mit Gewalt zur Arbeit zwingen mußte. Da man aber gewissenhafte Leute zu den wichtigen Arbeiten, von deren Ausführung oft Menschenleben abhängen, gebrauchen mußte, schickte man ihn immer mit.

So war er eines Tages mit einem Arbeitskollegen nach der sechsten Sohle befohlen. Die Lusthassel im Stapel funktionierte nicht mehr, einige Eisenteile mußten neu eingebaut werden. Einige hundert Schritt entfernt, arbeiteten in einem Kohlenflög eine Anzahl Bergleute. Wie kleine Glühwürmchen huschten die Lämpchen in der Strecke umher. Man war dort beschäftigt die Pfeiler und Streben, die nicht mehr gebrauchsfähig waren, auszubauen und durch neue zu ersetzen.

Die beiden Schlosser waren eben mit ihrer Arbeit fertig geworden, es war kurz vor Schichtwechsel und flugs mußte die Hassel, die dem Verkehr zur siebenten Sohle diente, ausprobiert werden. Sie riefen dem Anschläger, der die Bedienung hatte, zu, er möchte sie langsam mit dem kleinen Förderkorb herablassen. Von der siebenten Sohle aus wollten sie dann mit der wechselnden Belegschaft im großen Förderstrecke ausfahren.

Sie schickten sich an, den kleinen Korb zu besteigen, als etwas Unerwartetes geschah. Aus der Strecke, in der eben noch die kleinen Lichter zu sehen waren, kam ein dumpfes Poltern und Stürzen. Ein plötzlicher Luftdruck löschte die Lampen, das Brechen und Fallen hielt an, aus der undurchdringlichen Dunkelheit hörten sie wie aus weiter Ferne verzweifeltes Rufen und Schreien. „Was ist geschehen?“ tönte die bange Frage des Schlossers. „Die Strecke ist eingestürzt! Fort von hier!“ gellte die Stimme des kopflos gewordenen Anschlägers.

Niels kroch das Grauen über den Rücken. Im ersten Moment wollte er sich zur Flucht wenden, doch plötzlich packte ihn, den Pflichtgewohnten, ein Schamgefühl. Mit einem Ruck raffte er sich zusammen, die Gedanken ordneten sich, die Ruhe kam zurück. Er mußte zur Hilfe eilen — zuerst einmal Licht machen. Sein Lämpchen flammte wieder auf. Die beiden anderen hatten vollständig die Selbstbeherrschung verloren, jeden Augenblick erwarteten sie den Einbruch des Gesteins über ihren Köpfen, mit zitternden Händen hantierten sie an ihren Lampen, um Licht zu machen und dann das Weite zu suchen. Mit einigen Schritten war Niels bei ihnen. Seine harten Fäuste faßten ihre Schulter: „Ihr wollt fliehen und eure Kameraden schreien um Hilfe?“

Die ruhige Stimme des Zwanzigjährigen gab den Männern die Besinnung zurück, unchlüssig schauten sie sich an. „Folgt mir!“ hörten sie jetzt kurz entschlossen

Niels sagen. Auf einer Länge von 20 Metern war die Strecke eingebrochen, fünf Bergleute lagen unter den Gesteinsmassen. Klopfen und Rufen der Verschütteten ließen darauf schließen, daß einige noch am Leben sein mußten.

Sofort begannen die drei mit den Aufräumungsarbeiten. Sie wußten, daß es ein schwieriges Beginnen war, denn die lockeren Gesteinsmassen stürzten immer wieder nach, doch konnten sie bald den ersten Verunglückten befreien, einige querliegende Hölzer hatten ihn vor dem sicheren Tode des Zermalmens gerettet. Unermüdllich arbeiteten sie weiter. Oben hatte man schon Nachricht von dem Unglück bekommen. In kurzer Zeit langten Rettungskolonnen an, die von beiden Seiten die Arbeiten in Angriff nahmen. Niels Ohlsen blieb an vorderster Stelle; mit Umsicht und Eifer schaffte er weiter. Vier Mann hatte man geborgen, glücklicherweise waren die Verletzungen nicht derart, um das Schlimmste befürchten zu müssen. Nun fehlte noch einer, ein Vater von sieben Kindern. Der junge Schloffer griff ohne Ermüdung immer wieder zu Hacke und Schaufel, er wollte nicht eher abgelöst werden, bis auch dieser gerettet war. Die Tränen wollten in seine Augen steigen, wenn er daran dachte, daß sieben Kindlein vergeblich auf das Kommen des Vaters harrten. Vielleicht stand die Mutter der Kleinen verzweifelt am Zehentor und starrte mit fiebernden Augen auf jede Bahre, die man in den Verbandsraum trug. All das stille Leid seiner Mutter in der Heimat stand wieder vor seiner Seele, wie schwer hatte sie an dem Verlust getragen, als der Vater starb. O, wenn er nur diese arme Bergmannsrau vor dem Los bewahren könnte.

Jetzt stieß er auf mehrere verborgene Eisenschienen. Die Gewalt der einstürzenden Gesteinsmassen hatte sie wie Streichhölzer zerbrochen, doch einige schwere Steinblöcke waren von den kurzen Stücken aufgehalten worden und bildeten einen dachartigen Schutz. Hier fand man den alten Bergmann. Als man nur einige unbedeutende Fleischwunden festgestellt hatte, atmete Niels tief auf. Eine kindliche Freude kam über ihn, er wischte sich den Schweiß von der Stirn, nahm seine Lampe und wollte nun auch Feierabend machen.

Da — „Achtung — zurück — im Hangenden löst sich ein Stein!“ Die arbeitenden Bergleute sprangen zurück. Niels Ohlsen hörte die warnende Stimme des Rettungsleiters und wollte auch zurückspringen, doch sein Fuß blieb an der verbogenen Schiene hängen, er stürzte zu Boden. — Auf der letzten Bahre trug man Niels Ohlsen hinaus, das türkische Gestein hatte den braven Dithmarscher erschlagen — Marie Ohlens Sohn! — —

* * *

In der Leichenhalle war das einzige Opfer der Katastrophe aufgebahrt worden. Man bedauerte tief das Unglück des selbstlosen Retters. Auf dem Zehenturm wehte die Flagge halbmast, ein großer Berg Kränze türmte sich um den Sarg. Am Vormittag war die Mutter des Verunglückten angekommen, um an der Bestattung teilzunehmen.

Tante Hanna und der Onkel hatten sie an der Bahn abgeholt. Der Tod des lieben Menschen hatte die beiden tief erschüttert. Doch als sie die große, weißhaarige Mutter Niels sahen, die bei der Schilderung des Unglücks mit starren, tränenlosen Augen vor sich hinschaute und kaum eine Miene rührte, da ahnten sie den Schmerz eines Mutterherzens.

Marie hatte aus der Heimat einen Kranz Heideblumen mitgebracht, den sie auf den Sarg legen wollte. Die Verwandten begleiteten sie bis zur Leichenhalle, dann hat Marie, sie eine Viertelstunde allein mit dem Toten zu lassen.

Ihr Schritt hallte wieder in der ehernen Stille der großen Halle. In verworrenen Geräuschen pochte der graue Arbeitstag draußen an die Scheiben.

Das runendurchfurchte Gesicht der schwarzgekleideten Frau sah an den Kränzen vorbei auf den geschlossenen Sarg. Als sie den Heidekranz auf die schwarzen Bretter legte, ging ein leichtes Zittern durch ihren Körper. Mit eigener Hand hatte sie die Blumen gepflückt und gebunden, ein weißes Stück Papier war eingefügt, worauf sie in großen Buchstaben geschrieben: Und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle!

Einen Augenblick stand sie wie erstarrt neben der Bahre. Dann bewegten sich die Lippen als spräche sie zu einem kranken Kinde:

„Du bist ein ganzer Mann geworden, Niels Ohlsen, Du hast Gottes Wort gehalten und Deinen Nächsten mehr geliebt als Dich selbst! Wie habe ich um Dich gebangt, daß in der fremden Welt Dich das Ungrade und Böse übergeben in jeder Stunde, wenn auch der Mund schwieg. Nun fällt mir das Scheiden nicht schwer, Du gabst mir den besten Trost in dem Bewußtsein, daß Du treu warst. Nimm diesen Heidekrauß, mein Sohn, es ist ein Gruß Deiner Heimat. Ich weiß, daß Du an ihr gehangen hast mit Deinem großen, guten Herzen!“

Sie schwieg. Noch einmal ein langer Blick auf des Sohnes Ruhestatt, dann ging sie langsam zur Tür hinaus.

Draußen sammelte sich eine große Menschenmenge, die dem jungen Helden das letzte Geleit geben wollte.

Chrfurcht.

Man klagt heute mit Recht darüber, daß so wenig Chrfurcht in den Menschen sei. Früher hat man die Alten geachtet: vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren. Aber jetzt!

Doch wir wollen nicht klagen und den Kopf schütteln, denn davon wird nichts besser. Wir wollen vor allem uns besinnen: wie kommt es denn, daß die Chrfurcht so arg im Schwinden begriffen ist, und auf welche Weise können wir diese Kraft wieder wecken?

Es ist schwer, mit Worten zu sagen, was überhaupt Chrfurcht ist. Wer sie in sich trägt, kennt sie ja. Aber es aussprechen, das will einem kaum gelingen. Sie ist etwas anderes als Furcht, wenn schon eine leise Verwandtschaft zwischen beiden besteht. Sie ist auch mehr als Staunen und Achtung. Ich kann mich mächtig erstaunen, wenn einer den Riesenschwung 10 mal hintereinander macht. Aber Chrfurcht ist es nicht, sondern eben nur Verwunderung. Chrfurcht ist noch etwas viel Tieferes, Unsagbares.

Chrfurcht wird in uns erweckt nicht durch etwas Außerer, durch ein äußeres Ding, durch ein äußere Leistung. Ich kann eine Blume bewundern in ihrer Schönheit, aber ich spüre: es ist noch nicht Chrfurcht. Aber indem ich die Blume anschau, kann ich schließlich das gewahr werden, was man mit äußeren Sinnen nicht sieht. Ich kann in der Blume eine Weisheit, eine Güte zu mir sprechen fühlen, klar und beglückend. Wenn ich so das Göttliche, Geheimnisvolle, Ewige in der Blume verspüre, dann zieht in mich die Chrfurcht ein, jenes unsagbare Gefühl, das einen auf die Knie zwingt, das einen klein macht und groß und glücklich zugleich, das einen hineingliedert in die große, lichte Gotteswelt.

Ebenso ist's dem Menschen gegenüber. Einen Menschen, der sehr schön und stark ist oder der in seiner Arbeit sehr tüchtig und erfolgreich ist, den kann ich bewundern und loben. Aber Chrfurcht vor einem Menschen erwacht in mir erst dann, wenn etwas Höheres, etwas Ewig-Göttliches in dem Menschen aufleuchtet und zu mir spricht. Wo ich sehe, daß z. B. ein Mensch etwas wirklich Selbstloses tut, da fühle ich Chrfurcht. Kurz: Chrfurcht ist ein Gefühl, das bei der Begegnung mit der ewigen Welt, mit der Gotteswelt in uns erwacht. Wo ich Gott erblicke, sei es in der Natur, im Menschen, im Schicksal, in einer guten Tat, wo ich von der heiligen Gotteswelt etwas verspüre, da überkommt mich das höchste und heiligste aller Gefühle: die Chrfurcht. Wo ich anbeten mag, wo ich die Knie beugen mag vor einem Höheren, da ist Chrfurcht.

Nun wir das erkannt haben, wissen wir auch, weshalb die Chrfurcht so rar ist heutzutage, weshalb die Jungen vor den Alten nimmer aufstehen und sie ehren mögen. Weil wir keine Religion mehr haben, keine Chrfurcht vor Gott. Wir müssen in dieser Sache schon ganz ehrlich sein, sonst kommen wir nicht aus der Not heraus. Und die Ehrlichen wissen's: die Jungen haben keinen Respekt vor den Alten, weil die Generation der Alten keinen Respekt vor Gott hat. Es gibt natürlich viele einzelne Erwachsene, die sich willig vor Gott beugen. Aber diese Einzelnen reißen's nicht raus. Aufs Ganze gesehen, ist es eben wahr, bitter

wahr: wir sind eine gottarme Zeit und ein ins Irdische hinein verlorenes Geschlecht. Denkt nur daran, wie sich das auf unseren Dörfern in den letzten Jahrzehnten so jäh und gründlich geändert hat. Unsere Großväter noch sind jeden Sonntag in die Kirche, haben das Tischgebet geübt und den Ruf der Gebetsglocken verstanden, haben die Arbeit in Gottes Namen angefangen und den Brotlaib mit der vierten Bitte auf den Lippen angeschnitten. Unsere Vorfahren waren keine Engel, aber sie hatten eben das, woran wir darben: sie wußten noch die Ewigkeit und fühlten sich in all ihrer Sündhaftigkeit als Kinder Gottes. Und darum war Zucht in den Häusern und Respekt und Ehrfurcht und all die Dinge, die eben ihre Wurzeln ein für allemal nicht im Erdenland, sondern in der Ewigkeit haben.

Darum ihr lieben Leute, laßt uns nicht bloß jammern über die Jugend von heute, sondern laßt uns erkennen: wir ernten jetzt, was wir gesät haben. Die Ehrfurchtslosigkeit ist das Gericht, das über uns kommt. Und anders, besser, menschenwürdiger wird's erst wieder, wenn wir die Bedingungen dafür schaffen. Wir heute haben die uralte Aufgabe, das, was der Materialismus, die Gottlosigkeit der vergangenen Jahrzehnte zerstört hat, wieder aufzubauen. In uns selbst zunächst. Wir müssen selbst an uns arbeiten, daß wir sehende, klare Menschen werden, die sich nicht durch die dummen Schlagworte der Zeit benebeln lassen, sondern hindurchdringen mit unserm Denken, Fühlen, Wollen in die ewige Welt dahinter und darinnen. Wir müssen wieder beten lernen. Sonntag wieder feiern als Herrentage, an denen uns Christus begegnet. Wir müssen jeden Tag weihen durchs Morgen- und Abendgebet. Auf diese Weise werden wir wieder Menschen und werden Brüder und geben unseren Kindern das gute Beispiel, an dem sie wachsen können. Wir müssen uns eine neue lebendige Frömmigkeit erarbeiten durch tägliche Reue und Buße, durch täglichen Kampf und durch tägliche Treue. Goethe sagt: „Eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei: Ehrfurcht!“ Darum muß die Jugend von klein auf zur Ehrfurcht erzogen werden, aber erzogen werden vor allem durch die Frömmigkeit, die aus ihren Erziehern leuchtet.

Weihe der evangelischen Kirche auf der Pressa.

Einige Wochen ist die „Pressa“ eröffnet, viele von den 500 000 Besuchern sahen aus nach der evangelischen Schau; wohl bemerkten sie ein eigenartig Stahlgerüst, sahen Kupfer und Glas in der Sonne leuchten, aber die Pforten blieben geschlossen. Ähnlich ging es übrigens auch mit der katholischen Schau und anderen Ausstellungsgebäuden.

Jetzt aber haben sich die Pforten geöffnet, und wenn man bedenkt, daß erst Mitte März die endgültigen Beschlüsse für die evangelische Schau erfaßt worden sind, dann muß man eigentlich staunen, daß schon am 31. Mai die evangelische Schau durch eine erhebende Weihesfeier für die Besucher freigegeben werden konnte.

Es war ein köstlicher Tag am Rhein. In den Morgenstunden brach die Sonne durch die Nebelmassen, die über dem Rheintal lagen. Vor dem Staatenhaus der Pressa flatterten die 28 Flaggen der ausstellenden Länder. In der offenen Vorhalle des Staatenhauses herrschte reges Leben. Die Vertreter der evangelischen Kirchenvereinigungen, Presseverbände und Sonntagsblätter trafen dort zusammen. Ein feierlicher Zug, voran die Generalsuperintendenten im Ornat, setzte sich in Bewegung. Die fünf Glocken der Pressakirche sandten ihre Grüße und kündeten vom evangelischen Desseffentlichkeitswillen auf dem Gebiet der Presse. Sie wiesen den Weg zu dem hochragenden Bau aus Stahl, Glas und Kupfer, der sogenannten Pressakirche. Schon von weitem fesselt dieser Bau den Blick durch seine Neuartigkeit und Kühnheit. Die vielen Teilnehmer stiegen mit größter Spannung die Treppen zu beiden Seiten der Kirche empor und waren bei ihrem Eintritt ins Gotteshaus gefangen von dem Blick, der sich ihnen bot.

Eine eigenartige, ganz moderne Gotik, den modernen Baustoffen angepaßt! Stahlträger, schlank emporragend, dazwischen Kupfer und farbiges, leuchtendes Glas in wunderbarer Raumkunst angeordnet, alles hindrängend zu dem Chorraum, in dem vorn die Kanzel, oder besser gesagt, das

Besepult steht und weiter zurück erhöht der Altar mit einem Kreuzifixus. Im ersten Augenblick beunruhigen etwas die farbigen Glasmassen, aber allmählich geht es dem Zuschauer auf, wie die eine große Glaswand mit all ihrer Farbenpracht hinweist zum Chorraum, der da kündet:

„Selig sind, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind.“ In der Mitte nach der Schilderung der Offenbarung (19, 9) das Lamm und rechts und links und in der farbigen Glaswand die Köpfe der seligen Scharen, die in reiner, heiliger Freude dem Höchsten danken. D. Kuhlos Posauenspieler leitete in Bachschen Weisen über zum Eingangslied: „O heil'ger Geist, lehr bei uns ein . . .“, das wie ein himmelanfürmendes Gebet durch die Kirche brauste.

Generalsuperintendent D. Dibelius, Berlin, eröffnete die Feier an Hand des Bibelwortes Markus 16,12: „In meinem Namen werden sie mit neuen Zungen reden“. Je zerrissener unser Leben wird und je unruhiger unsere Arbeit, je verworrener die Stimme des Heiligen und Unheiligen in uns, um so inniger wollen wir in der Gegenwart des Göttlichen Atem holen. Unsere erste Bitte in diesem Hause soll die Pfingstbitte sein: Komm heil'ger Geist, Herre Gott!

Dieser Gottesgeist wirkt fort in unsere Tage. Die Tatsache, daß der Geist sich verbindet mit einer geschichtlichen Wirklichkeit, hindert uns, hinüberzugleiten in unbestimmte, charakterlose mystische Frömmigkeit. Was Jesus Christus gelehrt, gelebt hat, und wofür er gestorben ist, das ist die Botschaft, die der Geist nicht aufhört zu reden, das ist das Evangelium, für das allein unsere evangelische Kirche in dieser Welt steht.

Es bleibt unsere Pfingstaufgabe, dieses Evangelium des Geistes zu künden und zu betätigen mit immer neuen Zungen.

Wenn der Geist eingehen will in dieses Leben, das sich täglich wandelt, dann muß er für die Menschen immer neue Formen bringen, für jede Zeit einen neuen Ausdruck finden, in neuen Zeiten auch mit neuen Zungen reden.

So wurde Paulus den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, so schrieb Johannes in der Gedankenwelt der Griechen sein Evangelium, so hat ein Augustinus in der Form einer persönlichen Lebensbeichte, so ein Luther in seiner geliebten deutschen Muttersprache in neuen Zungen geredet. In neuen Zungen kündet ein Johann Sebastian Bach in heiligen Tönen die Passion seines Herrn.

Und wieder wurde mit neuen Zungen geredet, als evangelischer Glaube spürte, was die Macht des **gedruckten Wortes** für die Menschheit bedeutet. Darum gilt es auch, mit dem gedruckten Worte den Geist, von dem das Pfingstfest kündet, hineinzutragen in die Welt.

Aber da droht die große Gefahr, daß wir unter den Dingen dieser Welt Gottes Geist nicht mehr spüren. Darum müssen wir uns immer wieder auf Pfingsten besinnen, damit wir nicht die Fähigkeit verlieren, uns auf das Heilige zu konzentrieren und in der Unmittelbarkeit des heiligen Geistes zu atmen.

Warum sammeln wir uns inmitten des Geräusches und Getriebes dieser großen Ausstellung hier im Gotteshaus unter das Kreuz Christi? Daß die Seele sich sammle und nicht zerrinne in den Bildern dieser Welt, daß sie es spüre, ehe sie den Weg findet zur rasenden Rotationsmaschine: „Gewißlich ist der Herr an diesem Orte, und wir wußten es nicht.“

Und wenn je eine Zeit gewesen ist, die sich nach neuen Zeugen sehnt, dann ist es unsere Zeit. Mit überraschender Opferwilligkeit haben sich die evangelischen Gemeinde in unserem deutschen Vaterlande hinter dieses Werk gestellt, weil sie es spüren: wir verlieren den Geist des Lebens, wenn wir in neuer Zeit nicht das alte Evangelium mit neuen Zungen bringen. Auch wie die ersten Jünger werden wir keine Propaganda, keine Reklame, nicht viele Künste bringen, sondern nur das Wort, das der Geist trägt, nur die Bitte auf den Lippen: O heil'ger Geist lehr bei uns ein!“

Generalsuperintendent D. Klingemann, Koblenz, vollzog dann die **Weihe der Kirche**. Er knüpfte an Apostelgeschichte 19, 18 und 19 an: „Es kamen auch viele dorer, die gläubig waren geworden und bekanteten und verflin-

digten, was sie getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen und verbrannten sie öffentlich und überrechneten, was sie wert waren, und fanden des Geldes fünfzigtausend Groschen.“

Das ist ein Zeugnis der Macht des geschriebenen, vervielfältigten Wortes aus längst vergangener Zeit. Die Macht des Aberglaubens und des Zaubers hat sich ein eigenes Christtum geschaffen. Von der Wahrheit der evangelischen Verkündigung getrieben, werfen die Christen die verführerischen Zauberbücher trotz ihres ungeheuren Wertes in die Flammen.

Auch wir wissen von der Macht des geschriebenen und vervielfältigten Wortes. Was wollen wir aber, als daß davon ein Segen für unser Volk ausströme, auch von dieser gewaltigen Veranstaltung der „Pressa“. Schließlich muß alles, was gedruckt wird, durch das Feuer der Läuterung hindurch. Möchte das Pfingstfeuer brennen und unsere Ausstellung ein leuchtendes Feuer für das Geistesleben unseres Volkes werden.

So verzagen wir nicht an der Seele unseres Volkes und wollen gern alle Errungenschaften und Mittel unserer Zeit fruchtbar machen, um an der Seele unseres Volkes zu arbeiten.

Nach einem geschichtlichen Rückblick über die Bedeutung der christlichen Kultur und den evangelischen Einschlag und die Kultursendung Preußens für das Rheinland und für Köln insbesondere würdigte der Redner die evangelische Schau.)

Nun steht der Bau da, ein Zeugnis von der Ueberwindung des Stoffes durch schaffende künstlerische Pracht. Ausstellungsräume und Kirche zugleich. Ein willkommenes Wahrzeichen, daß unsere Kirche in unseren Tagen sich der Weltoffenheit rühmen darf, daß sie mit den neuen Mitteln unserer Zeit das altbewährte Ziel verfolgt.

Im Mittelpunkt die Bibel und mit ihr das Christtum der Reformationszeit als Vorbote einer neuen Zeit.

Wir suchen an dieser Stätte den Segen Gottes für die Neugestaltung des Lebens unseres Volkes, und so stellen wir diesen Raum und dieses Werk in den Dienst der Kirche, in den Dienst der Wahrheit.“

Leider war Professor D. Hinderer, gewissermaßen die Seele der Evangelischen Schau, der noch am Tage vorher in den Ausstellungsräumen mit aller Kraft tätig gewesen war, wohl infolge Ueberanstrengung erkrankt und konnte selbst an der Weihe des Werks nicht teilnehmen und seinen Vortrag über „Sinn und Aufgabe der Evangelischen Schau“ nicht halten.

Der Schöpfer des Baues, Architekt Professor D. Otto Bartning, Weimar, führte ein in die Gedanken seines eigenen Werkes: „Die tiefe Sehnsucht alles evangelischen Kirchbaues ist die, eine Stätte des Wortes und der Gemeinschaft zu schaffen. Als wir zur Kirche kamen, sind wir, gewissermaßen durch den Vorhof, zweimal auf Treppenanlagen emporgestiegen. Aus dem Alttag und Lärm der Straße zur stillen Sammlung ins Heiligum. Kanzel und Altar stehen im Mittelpunkt. Von da aus galts, die geeignetste Raumform für den Schall zu finden. Von der Höhe des Altars gehts hinunter durch die Versammlung und von da steigt wieder empor zur Orgel.“

Das Ganze ist geschaffen aus Kupfer, Stahl und Glas. Kein Stein ist verwendet. Das Gestühl ist gleichmäßig geschaffen aus Eschenholz.

Die gläserne Wand umschließt uns und befreit uns zugleich. Sie hält uns verbunden mit dem wandernden Licht des Tages und schafft doch die nötige Abgeschlossenheit. Die doppelt gereihten Stahlpfeiler in ihrer straffen Schlankheit zeigen sich frei. Nur die Geistigkeit soll hier herrschen. Stahl, Kupfer und bleigefäßtes, farbiges Glas, — alle diese Stoffe sind vorher durch die Feuertaupe gegangen, sind Schmelzprodukte.

In wunderbarer Gemeinschaft des Bestehens und Schaffens ist dieses Werk geworden. Möge es weiter Gemeinschaft schaffen, möge Segen von diesem Bau ausstrahlen auf die, die stillen Sinnes eintreten und verweilen. Dieser einen Aufgabe ist unser

Bemühen geweiht, und zu diesem Zweck übergebe ich dieses Haus.“ —

An die Weihe schloß sich eine Feier in dem unter der Kirche liegenden, in seinen Formen wunderbar einfachen, schönen, hellen und zweckmäßigen Gemeinde-saal an. Erzelenz Dr. Conze begrüßte die Gäste, die Vertreter der Kirchenbehörden, Presseverbände, Staatsbehörden und der Ausstellung! Von den vielen Antworten sei hier nur hingewiesen auf das Wort des Leiters der Ausstellung, des Oberbürgermeisters von Köln, der betonte, daß er sich ganz besonders freue über die große Darstellung des christlichen Geistes auf der Ausstellung, da nur dieser Geist unserem Volk wieder aufhelfen und es von der Krankheit des Materialismus befreien könne.

Ueber die reichhaltige Ausstellung selbst wollen wir ein anderes Mal berichten. Ihr Besuch war gleich nach der Eröffnung ein außerordentlich reger. Als man am ersten Pfingsttag versuchsweise schon vorher die Besucher der Ausstellung in der Evangelischen Schau zuließ, mußte sie infolge Ueberdranges, und weil noch nicht alles fertig war, bald wieder geschlossen werden. Möge Gottes Segen auf unserer evangelischen Schau ruhen. Paul Schmidt.

Bemerkung der Schriftleitung: Auch das Evang. Volksblatt für die Ostmark mit seinen zahlreichen Nebenausgaben (z. B. Evang. Gemeindebote für den Kirchenkreis Allenstein, usw.) ist auf der Pressa in Köln zu finden. Sogar an zwei Stellen: einmal im „Ostpreußenhaus“ unter der ostpreussischen Presse, sodann im Hause der „Evangelischen Schrifttumschau“. Ersreulicherweise ist unser Blatt auch in diesem Jahre in seiner Bezieherzahl gewachsen. Kein Wunder, ist es doch heute von allen deutschen evangelischen Sonntagsblättern gleichen Umfangs (acht Seiten, deren Stoff nicht von Inseraten gefüllt wird!) das billigste und hoffentlich nicht das schlechteste. Gleichwohl muß es weiter wachsen! Und jeder Leser sollte kräftig mittun, es an seinem Ort noch bekannter zu machen und neue Bezieher zu werben.

Es geht ein großes Klagen durch unsere evangelischen Kreise, daß die evangelischen Belange in der Öffentlichkeit nicht vertreten werden. Dieses Sären in den evangelischen Kreisen zeigt sich auch darin, daß allein für die Reichstagswahlen drei evangelische Splitterparteien aufgetreten sind. Wirklich für die evangelischen Belange ohne Rücksicht auf Parteien und wirtschaftliche Verhältnisse treten fast nur noch die Gemeindeblätter ein! Sie sind es fast allein, die den Öffentlichkeitswillen der evangelischen Kirche zum Ausdruck bringen. Darum sollten es sich die Gemeinden, die Kirchenämter und Gemeindevorordneten auf das dringendste angelegen sein lassen, dafür Sorge zu tragen, daß unser Blatt in alle evangelischen Häuser einzieht. Die Bezieherzahl könnte in vielen Gemeinden auf das Doppelte und Dreifache steigen, wenn man es wirklich klar machte, was das Ev. Volksblatt (bezw. dessen Nebenausgaben) für das Leben in der Gemeinde bedeutet, und mit allem Nachdruck für dasselbe einträte.

Das Hakenkreuz.

Die unter obiger Ueberschrift in der Pfingstnummer unseres Blattes gedruckte Erzählung hat dem Schriftleiter zwei entwürstete Zuschriften eingetragen. Nun wird unser Blatt (das bekanntlich in seiner Hauptausgabe den Kopf „Ev. Volksblatt für die Ostmark“ führt) von 41 000 Bestellern gehalten, und da es zumeist Familien sind, die es halten, so dürfte es mithin sicherlich von etwa 120 000 Menschen gelesen werden. Dieser Zahl gegenüber fallen an sich ganze zwei Zuschriften kaum ins Gewicht. Gleichwohl möchte ich um der Sache willen zu dem Inhalt der beiden Briefe hier im Blatt selbst mich äußern. Beide Briefe verlangen von mir eine reuevolle Entschuldigung. Nun würde ich keinen Augenblick anstehen, begangenes Unrecht offen zuzugeben und um Entschuldigung zu bitten. Es wäre das eine einfache Anstandspflicht. Kein Schriftleiter ist unfehlbar, und gerade ein Schriftleiter ist der Gefahr, auch unbewußt Anstoß zu geben, mehr ausgesetzt als andere Zeitgenossen.

Aber um was handelt es sich eigentlich?

Die erwähnte Erzählung habe ich dem „Aufwärts“, dem nicht nur von mir sehr geschätzten christlichen Tageblatt entnommen. Die Verantwortung für die Entlehnung trage ich. Ich trage sie auch gern. Denn wer die Erzählung unvoreingenommen liest, wird schwerlich auf den Gedanken kommen, sie sei eigens zu dem Zweck geschrieben worden, um das Hakenkreuz herabzusetzen. Allerdings ist dieses im Rahmen der Erzählung zweimal mit einem Ausdruck bedacht worden, den auch ich nie gutheißen würde und gegen den auch ich scharfen Einspruch einlegen würde.

sobald er in einem anderen Zusammenhange gebracht würde, d. h. wenn er das Hakenkreuz als solches verächtlich machen wollte. Zu solcher Herabwürdigung habe weder ich und noch viel weniger unser Blatt irgend eine Veranlassung. Freilich mit der gleichen Offenheit bekenne ich: das Zeichen, das mir heilig ist, ist nicht das Hakenkreuz, sondern das Kreuz unseres Herrn und Heilandes. Das allein ist das Zeichen, unter dem wir Christen uns im Leben und im Sterben bergen können. Unter diesem Zeichen allein kann unser Volk wieder genesen. Es ist in keinem andern Heil. Und darum vermag ich — im Blick auf das Kreuz unseres Heilandes — auch die Erregung nicht zu verstehen über die dem „Aufwärts“ entnommene Erzählung. Wenn in jener Erzählung auf solche Vorkommnisse hingewiesen wird, wie sie in der ersten Nachkriegszeit hier und da sich ereignet haben mögen, nämlich daß jüdische Häuser mit dem Hakenkreuz gekennzeichnet wurden, so hat in solchen Fällen die Anbringung des erwähnten Zeichens an den betreffenden Häusern der Absicht gedient, die betreffenden Hausbewohner irgendwie zu brandmarken. Lediglich in diesem Zusammenhange ist in der Erzählung das Hakenkreuz mit dem gerügten Ausdruck bedacht, der allein der mißbräuchlichen Verwendung gilt. Einen weiteren Sinn hat der Ausdruck nicht; er darf eben nicht aus dem Zusammenhange gerissen werden. — Um den Sachverhalt vielleicht noch deutlicher zu machen, erinnere ich an die Verwendung des Purpurmantel gegenüber dem Heiland. Ein Purpurmantel hat eine besondere Würde und behält sie auch dann, wenn er gelegentlich auch einmal mißbräuchlich verwendet wird. Als man unserm Heiland nach seiner Geißelung einen Purpurmantel umlegte, da bedeutete das, wiewohl ein Purpurmantel an sich alles andere als ein Schandzeichen ist, eine Verspottung Jesu, kurzum einen Schandmantel. Wer mir da nicht folgen kann, mit dem dürfte eine Verständigung aussichtslos sein.

Aber nun soll die beanstandete Erzählung „ohne jeden tieferen religiösen Wert sein“. Die Entscheidung darüber überlasse ich getrost dem Leserkreise unseres Blattes. Mich jedenfalls hat die Erzählung ergriffen und ich hielt sie gerade für eine Pfingstnummer geeignet, weil uns allen ein neuer Geist nottut. Vor einem Juden, der nicht besser behandelt sein will wie seinesgleichen, habe ich volle Achtung, und vor einem Christen, der es nicht ertragen kann, daß alle Juden über einen Kamm geschoren werden, nicht minder. Wenn alle Juden so geartet wären wie der alte Abraham in der Erzählung und alle Christen von der gleichen Gesinnung erfüllt wären wie der christliche Student in der Erzählung, dann wäre die sogenannte Judenfrage zwar noch nicht endgültig gelöst, aber ganz gewiß ihrer heutigen Schärfe entkleidet und einer wirklichen Lösung ein gut Stück näher. Mehr kann ich in diesem Zusammenhang zu der tiefgreifenden und uns Deutschen begreiflicherweise so wichtigen Frage nach unserer Stellung zum Judentum nicht sagen. Aber jede ernste Erörterung darüber würde auch in unserem Blatte Raum finden.

Und nun zum Schluß nur noch dieses. In der einen Zuschrift heißt es wörtlich: „Wir sind gläubige Christen. Können aber für eine Kirchengemeinde, die in ihren Blättern derartige Artikel bringt, nicht mehr eintreten. Einzelne meiner Verwandten und Freunde drohen sogar mit ihrem Austritt aus der Kirche“. Was soll man zu solchen Sätzen sagen? Man kann sie nur mit ehrlicher Trauer zur Kenntnis nehmen. Was kann denn eine Kirchengemeinde oder gar die Kirche dafür, wenn in einem vom Ev. Volksbund für Ostpreußen herausgegebenen Blatte einmal ein Artikel erscheint, den einige Kirchengemeindeglieder als verfehlt empfinden. Gläubige Christen sollen es mehr denn andere mit der Gerechtigkeit halten. Wie verträgt es sich mit der Gerechtigkeit, eine einzelne Kirchengemeinde oder gar die Gesamtkirche für die Haltung eines einzelnen Kirchennitgliedes — in diesem Falle des Schriftleiters — haftbar zu machen?! Und selbst wenn der beanstandete Artikel bewußtmaßen gegen das Hakenkreuz als solches gerichtet wäre — er ist es so wenig, daß die gesamte jüdische Presse schwermüht wagen wird, ihn ihrerseits zu drucken; man lese ihn nur ruhig noch einmal und lege sich beim Lesen die Frage vor, ob ein Artikel solchen Inhalts etwa im „Berliner Tageblatt“

denkbar wäre — und zweitens: selbst wenn er nicht dem Unterzeichneten, sondern der evangelischen Kirche zur Last geschrieben werden dürfte, würde das vielleicht eine Lösung von der Kirche rechtfertigen? Weiß man es denn — besonders wenn man sich ausdrücklich als gläubiger Christ bezeichnet — nicht mehr, was man für sein Glaubensleben seiner Kirche verdankt? In derselben Pfingstnummer, in der die beanstandete Erzählung zu lesen war, war auch etwas von der Kirche zu lesen, auf den beiden ersten Seiten und vor allem auf der vierten und fünften Seite. Ich erinnere besonders an die unbestreitbaren Darlegungen, die wir dort aus der Feder des Universitätsprofessors Paul Althaus lasen.

Wer sich einmal in besinnlichen Stunden klar gemacht hat, welchen Dank er der durch die Reformation erneuerten Kirche schuldet, der wird nicht fahnenflüchtig, sondern setzt sich im Gegenteile mit allen seinen Gaben und Kräften dafür ein, daß seine Kirche immer mehr werde, was sie nach Gottes Willen sein soll: das Salz der Erde und das Licht der Welt, die Gemeinschaft, aus der die Kräfte die Kräfte des Heils in unser Volkstum zunächst und darüber hinaus in die ganze Völkernest ausgehen. Diesen ihren Dienst aber kann und wird die Kirche nur ausrichten in einem Zeichen, im Zeichen des Kreuzes Jesu; aus diesem Namen und in diesem Zeichen lebt sie. Und neben diesem Zeichen kennen wir kein anderes, das uns mit lebendiger Hoffnung für unser Volk erfüllt. Auch unser Volk wird nur leben, je mehr seine Glieder sich bewußt scharen um das Zeichen des Ueberwinders von Golgatha.

Wilhelm Schmidt.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Pomehrendorf.

Gestorben: das Kind Erwin Gottfried Häse aus Gr. Stoboy am 8. Juni im Alter von 9½ Monaten.

Gaben: In die Dpferbüchsen gelegt am Trinitatissonntag 3 mal 1 RM., am 5. Juni (40jähriges Jubiläum des Ortspfarrers) 1 mal 3 RM., 3 mal 1 RM., ferner eine Gabe zur Bezahlung der schwarzen Altarbekleidung (10 RM.) von einem Gemeindeglied aus Pomehrendorf, am 1. Sonntag nach Trinitatis 2 mal 1 RM. in die Dpferbüchsen gelegt, 1 mal 1 RM. in dem Klingfäkel. Gaben unter 1 RM. werden nicht bekannt gemacht. Allen freundlichen Gebern herzlichen Dank.

Der Ortspfarrer wird am 24. Juni von seiner Reise zurückgekehrt sein, so daß er den Gottesdienst selbst halten kann. Es liegen so viele dringende Arbeiten vor (namentlich die Ausführung der elektrischen Licht- und Kraftanlage auf dem Pfarrgehöft), daß eine längere Abwesenheit des Pfarrers sich nicht ermöglichen läßt. Am 24. Juni (3. Sonntag nach Trinitatis) wird auch eine Sitzung der Gemeindevertretung stattfinden, in welcher über wichtige Beratungsgegenstände zu verhandeln ist.

In seinem Visitationsbericht erwähnt Herr Superintendent Dr. Schack folgendes: „Bei der Besichtigung des Friedhofes fiel mir auf, daß dort die unehelichen Steinkästen ihren Einzug gehalten haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die Gemeindeorgane ihren Einfluß dahin geltend machen, daß diese häßlichen Grabeinfassungen nicht immer mehr verbreitet, daß vielmehr die Gräber durch grüne Bepflanzung geschmückt werden und daß unserm christlichen Glauben durch das Symbol des Kreuzes Ausdruck gegeben wird.“ Das sind beherzenswerte Worte, die hoffentlich den beabsichtigten Erfolg haben werden.

Fr. Mark.

Am Sonntag, den 24. Juni, um 10,15 Uhr Kindergottesdienst; 2 Uhr nachmittag Versammlung des Ev. Jungmädchenvereins im Pfarrhaus.

Die in den letzten Wochen eingesammelte Hauskollekte für die Innere Mission hatte in den einzelnen Ortsschaften unseres Kirchspiels folgendes Ergebnis: Fr. Mark 15,40 Mk.; Böhmischgut 3,30 Mk.; Neuendorf-Höhe 15,55 Mk.; Hansdorf 4,10 Mk.; Kämmersdorf 9,30 Mk., Plohn 18,50 Mk.; Meislatein 10,15 Mk.; Bartkam 2,40 Mk.; Weeflitz 10,30 Mk.; Süldenboden 10,60 Mk.; Serpin 12,30 Mk. Zus-

gesamt 111,90 Mk. Allen freundlichen Gebern und denen, die so fleißig diese Hauskollekte eingesammelt haben, gebührt der herzlichste Dank der Innern Mission. —

Fortsetzung des Chronik-Berichtes über die Kirche Pr. Mark.

„Bis zum Jahr 1249 hatten die Kreuzherren einen ansehnlichen Teil des Landes erobert, die Pogesaner hatten sich friedlich unterworfen.

Zufolge des den 7. Febr. 1249 abgeschlossenen Friedensvergleichs mußten sich die alten Preußen verpflichten, 22 Kirchen zu bauen, und zwar so ehrlich und zierlich, daß man sehen sollte, wie viel größern Gefallen sie hätten, in den Kirchen zu beten, denn in den Wäldern zu opfern, daß auch die Unchristen möchten angelockt werden mit Vergnügen dahin zu kommen. Nicht ohne Grund machte der Orden Zierlichkeit und Schmuck der Kirchen zur Bedingung. Sie sollten den Schmuck der Natur in dem heiligen Eichenhain von Komove verdunkeln, damit der christliche Gottesdienst besser als der verlassene gefiele. Unter diesen 22 Kirchen sollte eine zu Prusile erbaut werden. Wahrscheinlich bedeutet dies Pr. Mark; denn die Kirche daselbst ist ganz jenen Verpflichtungen entsprechend erbaut. — In der betreffenden Urkunde wird uns der Name Prusile gegeben, der wiewohl er eigentlich nach Pomesanien verlegt wird, doch wohl unser Preuschmark bedeuten könnte, denn auch die Ethnologie (Völkerkunde) giebt uns hiezu einen Fingerzeig, wenn anders der Name nicht ganz verfälscht ist. Die Litthausche Sprache ist die reine Mutter der ausgestorbenen Altpreußischen, in dieser würden wir vielleicht den Namen wiederfinden.

Nach dem Litthauschen heißt Prusai Preußen, Ule ein Fels, Stein. Da man die Grenze gewöhnlich mit einem Stein bezeichnet, so heißt es uneigentlich Grenze, Mark, also Preußischmark. Freilich ist dies eine Erklärung, über die vielleicht mancher lächeln möchte. Allein, man denke nur, das Wort lautet vielleicht in der Urkunde anders und ist auch nur aus dem Litthauschen, nicht aber aus der altpreußischen Sprache hergeleitet, deren Ueberreste zu geringe sind. Daß das Wort Mark eine Grenze bedeutet, darüber bedarf es keiner Worte. Warum aber dieser Ort eine solche Benennung erhielt, darüber läßt sich eine Muthmaßung nur wagen. Die Bewohner der von hier nach Norden zu gelegenen Dörfer Serpin, Wolfsdorf, Pomerendorf, Stoboy und der andern nach dem Haff zu, zeichnen sich durch ihre Gestalt, Kleidung, selbst durch ihre Sprache merklich aus. Der kräftige, gesetzte Körperbau, die lange Jacke (Wams) scheint nicht unbedeutlich auf den alten Preußen zu deuten, wie ich ihn in Hartkirch (Verfasser eines Buches) erblicke. Selbst die Anhänglichkeit für ihre Kleidung, die Feier ihrer Feste, die Art, wie sie bei gemeinschaftlichen Unternehmungen von einem Sinn und Geiste geleitet, bekrundet uns noch immer gewissermaßen ein charakteristisches, wenn gleich schwaches Gemälde der tapfern Urbäter Preußens, an den Küsten der Ostsee, vor ihrer Befehung, von welchen unserer Litteratur noch immer ein ausführliches Charaktergemälde mangelt. Außerdem sagt uns Dusborg (ein Geschichtschreiber), die Pogesaner wären ohne vieles Blutvergießen und durch freiwillige Unterwerfung zum christlichen Glauben gebracht worden. Der Name Pogesaner scheint dies auch zu bestätigen, denn das altpreußische Wort Bagga Litthauisch Pakajus, heißt: Friede; Zemja das Land, mithin Pogesaner Friedländer. Noch mehr Grund zu dieser Veranlassung giebt eine Erinnerung an die damalige Beschaffenheit der Gegend. Ohne Zweifel schlugen die Wellen des Draufensees bis an den Fuß der Höhe von Pr. Mark, da sie ja einst bis in der Nähe von Pr. Holland rauschten. Diese Gegend am Draußen, wo jetzt die Straße nach Pr. Holland geht, war mit einem dicken Eichenwalde besetzt, wie die Spuren es noch zeigen und wie die Sage es bestätigt: Poggezana, jene liebliche, huldreiche Waidelottin (Priesterin) soll hier in einem Eichenhaine unweit Elbing gehaust und sich den Göttern geweiht haben. Es ist also wahrscheinlich, daß die Kreuzherren ihre Kriegszüge von der Weste Elbing aus nicht auf der Straße nach Pr. Holland (denn da war ein dicker Eichenwald), sondern auf einer andern Straße, etwa nach Serpin oder nach Trunz zu gehen haben. Sie hatten also ihre Herrschaft nach der Gegend des Draußens bis nach Pr. Mark hinaus gedehnt und

letzten hier einen Grenzposten gegen die Pomesanier. Dieser Ort lag so, daß es nicht zu weit entfernt war, ihn von der Festung aus zu rekonoscieren. Ja von hier konnten auch die Ritter ihre Züge mit denen auf der andern Seite des Draußens leicht in Verbindung setzen. Da die Einwohner der Dörfer, welche nach Ostpreußen zu liegen, sich auch jetzt noch durch ihre Kleidung von denen in den höhergelegenen Dörfern unterscheiden; da sie sich für beleidigt halten würden, wenn man sie Hockerländer (Oberländer), das ist Pogesaner nennen würde, indem sie diesen Namen in einem gewissermaßen verächtlichen Sinne, nur den Bewohnern der Oberdörfer beilegen: so könnten wir vielleicht, nicht ganz ohne Grund folgern, daß die Grenze Pomesaniens sich bis in die Gegend von Preuschmark erstreckt. Wenn nun diese Vermuthung einige Wahrscheinlichkeit hat, so ist wohl möglich, daß die Bewohner der Niederdörfer bei der Unterwerfung der Pogesanier ihre Keule nicht niederlegten, oder wenn sie es vielleicht thaten, so wurden sie bei den naherigen Streifereien und Kriegszügen vertilgt, und ihre Wohnorte entweder ganz mit deutschen Jöglingen besetzt oder doch die Ueberbleibsel mit diesen vermischt. Der Orden fand deshalb Preuschmarks Höhe zu seinen Operationen sehr passend gelegen und errichtete hier am Ende seines ihm unterworfenen Distrikts einen Grenzposten, den er Pr. Mark, das ist: preußische Grenze benannte, wenn ihn anders nicht der Name des hier schon vorgefundenen Ortes bei Anlegung der Kirche zu dieser Benennung veranlaßte. Auch die Schweden haben später hier die Berge besetzt. Ob aber hier wirklich ein kleiner Verteidigungs- oder Angriffsposten gewesen sei, läßt sich wohl kaum aus einigen Steinlagen schließen. Vielleicht enthalten die alten Historien-Quellen des geheimen Archivs einige Kunde hiervon. Das zur hiesigen Kirche gehörige Dorf Serpin erhielt schon 1285 vom Spittler Heinrich von Thierberg seine Beschreibung, und einige Jahre nachher haben auch die Dörfer Beckitz, Bartkam, Plohnen Beschreibungen erhalten, allein von Preuschmark ist keine Nachricht aufzufinden.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Bund der Gottlosen.

Gegenwärtig sind gegen 250 000 Menschen in Rußland zum Kampf gegen die Religion vereinigt. Etwa 5000 Zellen des Bundes der Gottlosen (S. B.) arbeiten in industriellen Unternehmungen und in den Dörfern. Fast in allen Gouvernements sind leitende Organe des Bundes vorhanden. Jährlich werden einige zehntausend Agitatoren vorgebildet, um in Fabrik und Dorf angehebt zu werden.

Die Verwaltung des Zentralrats des Bundes giebt die Zeitung „Der Gottlose“ und eine gleichnamige Zeitschrift heraus, desgleichen den „Antireligiösen“ — letztere Zeitschrift ist gegenwärtig das allgemein anerkannte führende Organ der antireligiösen Propaganda in Rußland. Ferner wird herausgegeben „Der Ungläubige“ in ukrainischer Sprache und „Wissenschaft und Religion“ für die Muselmänner.

Vom 1. Januar 1927 funktioniert die Verlags-Gesellschaft „Besbohnit“ (Der Gottlose). Die oberste Zeitung hat auch hier der Zentralrat des Bundes der Gottlosen. Der S. B. ist eine Weltorganisation. Die Auslandsabteilung des Bundes ist mit den antireligiösen Organisationen aller Länder in Verbindung getreten. Schon im Jahre 1925 ist er in die Internat. Prolet. Freidenkergemeinschaft (F.P.F.) eingetreten, ein Austausch der einschlägigen Schriften und Zeitungen ist eingeleitet.

Für Rußland wird folgendes als nächstes Ziel der Tätigkeit des S. B. festgelegt: der S. B. soll eine Massenorganisation werden, Tausende von gottlosen Flecken und Dörfern sollen geschaffen werden, die Methode der antireligiösen Propaganda ist sorgfältig durchzuarbeiten, eine ernste antireligiöse Litteratur ist zu schaffen, sowie ein Stab antireligiöser Spezialisten, die internationalen Beziehungen sind zu pflegen und zu festigen.

Bibellesetafel.

3. Sonntag n. Trin., den 24. Juni 1928.

Evangelien: Luk. 15, 1—10 und Luk. 15, 11—32.

Episteln: 1. Petri 5, 5b—11 und Apostelg. 3, 1—16.

Altes Testament: Jes. 12.

24. Juni 2. Kön. 18, 1—16. Fromm und klug.

25. Juni 2. Kön. 18, 17—37. Unter d. Spott der Feinde.

26. Juni 2. Kön. 19, 1—13. Garte Ansehung.

27. Juni 2. Kön. 19, 14—37. Der Herr ladet ihrer.

28. Juni 2. Kön. 20, 1—11. Der rechte Arzt.

29. Juni 2. Kön. 20, 12—21. Ein Ende in Frieden.

30. Juni Matth. 6, 25—34. Trachtet am ersten n. d. Reich Gottes.

Zeltwarte.

„Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren!“ Jedem gelitteten Menschen, der auf Anstand und Würde hält, ist die Erfüllung dieser biblischen Mahnung nur Selbstverständlichkeit. Selbst in Heidenländern, deren Kultur tief unter der Europas steht, wird dieser Lebensgrundsatz beherzigt. Dem kulturell hochentwickelten Deutschland, und im deutschen Volke denen, die für sich in Anspruch nehmen, eine neue, glückliche Zukunft des Volkes herbeiführen zu können, war es vorbehalten, diesen Grundsatz mit Füßen zu treten und allem Anstand ins Gesicht zu schlagen.

Am 8. Juni wurde der preußische Landtag eröffnet. Der älteste der Abgeordneten, der 83jährige Graf Posadowski, Mitglied der Volksrechtspartei, übernahm das Präsidium, die Leitung der Versammlung, bis der neue Präsident des Landtages gewählt wurde. Er legte in seiner Eröffnungsrede den Abgeordneten ihre große Verantwortung ans Herz. Aber kaum hatte er das Wort ergriffen, da verursachten die Kommunisten einen wüsten Lärm. Den Höhepunkt erreichte der Tumult, als die Kommunisten einen Antrag auf Freilassung zweier kommunistischer Abgeordneter einbrachten, die in Haft waren und dieser Antrag sofort verhandelt werden sollte. Durch Einspruch eines Abgeordneten der Christlich-nationalen Bauernpartei wurde die sofortige Verhandlung unmöglich gemacht, sie sollte aber am nächsten Tage stattfinden. Da stürzten die Kommunisten auf den Abgeordneten und einer unter ihnen, in der Uniform der Rotfrontkämpfer, bearbeitete ihn dermaßen mit Fäusten, so daß er die Hilfe eines Arztes in Anspruch nehmen mußte.

Aus der Verteilung von Kommunisten auf der Zuschauertribüne und der Art ihrer Beteiligung durch Lärm und Zwischenrufe war deutlich zu erkennen, daß dieser Radau von ihnen langer Hand vorbereitet war und nicht der Erregung augenblicklicher Stimmung entsprang. In den kommunistischen Zeitungen wird dieser schamlose Vorgang mit Genugtuung den Lesern mitgeteilt.

Sollten wirklich die Tausende von Arbeitern, die bei der letzten Wahl ihre Stimme der kommunistischen Partei gegeben haben, schon so verrotzt sein, daß sie Gefallen haben an solchen wüsten Szenen, die aller menschlichen Würde Hohn sprechen?! Das kann ich mir nicht denken. Mir klingen noch die Worte eines Kommunisten in den Ohren, der sich stolz vermaß, mit Hilfe seiner Genossen eine höhere und menschenwürdigere Sittlichkeit als die des Christentums, die uns Jesus brachte, für die Menschen herbeizuführen. Soll diese Szene im Landtag eine Probe dieser besseren Sittlichkeit, der neuen Ordnung im Zukunftsstaate sein?

Die Väter und Mütter des Arbeiterstandes werden es sich kaum wünschen, daß ihre Söhne und Töchter in derselben Art mit ihnen verfahren wie die Kommunisten im Reichstag. — Das solches möglich wird im Kommunistenstaat, zeigt eine Meldung aus Rußland, dem Musterstaat für unsere Kommunisten:

Zweihundert heimatlose Kinder zertrümmerten das Krapiwna-Wisl und setzten das Gebäude in Brand. Das war die vierte große Waisenkinderrebelte innerhalb der letzten drei Monate. Mit Messern, Stöcken und Steinen bewaffnet, stürmten die Kinder das Konferenzzimmer der Direktion, verlangten anständiges Essen, reine Kleidung und Betten. Um ihre Wut zu besänftigen, fragte sie der Direktor, ob sie nicht ein Handwerk lernen wollten. „Nein“, hieß es im Chöre. „Wer möchte kommunistischer Jugendpionier werden?“ war die nächste Frage. Wieder hieß es: „Keiner.“ Wieviele wollen Wagonbunden bleiben? meinte jetzt der Direktor. „Alle!“ war die begeisterte Antwort. „Dann bekommt ihr eben die Behandlung, die ihr verdient.“ Worauf ein Teil der Kinder wild auf die Erzieher eindrang, während andere Feuer anlegten. Die herbeigerufene Polizei erstickte den Brand und unterdrückte den Aufruhr, aber der Direktor und drei Erzieher befanden sich im Krankenhaus, und kein einziges Mitglied des Personals blieb ohne kleinere oder größere Verletzung.

An 250 000 Kinder streifen in Rußland umher. Dabei sind die Waisenhäuser mit heimatlosen Kindern überfüllt.

Der Prozeß gegen die Ingenieure, die in den Bergwerken des Donezbeckens beschäftigt waren, wirft weitere

Schlaglichter auf die Lage in Sowjetrußland und insbesondere auf die dortige Rechtspflege. Die Angeklagten sollen angeblich eine Verschwörung gegen die Sowjet-herrschaft ins Werk gesetzt und Sabotageakte an den Maschinen vorbereitet haben — so lautet die Anklage, die auch gegen mehrere deutsche Ingenieure, Vertreter deutscher weltbekannter Firmen, erhoben worden ist. Man brauchte solch einen Prozeß, um das Ansehen der Sowjetregierung zu stärken und einen Schuldigen für die Mißstände in ihrem Lande zu bezeichnen. Damit die Anklage recht behält, werden die Angeklagten mühe gemacht, — sie sollen eingestehen — und die Rechtsbeistände der Angeklagten eingeschüchtert. Was zum Vorschein kommt, das sind die gänzlich verlotterten Zustände im Sowjetreich.

Solche Zustände gibt selbst die „Prawda“, das Zentralorgan der kommunistischen Partei in Rußland zu und geißelt sie. Von Bauern und Arbeitern werden durch Kommunisten Schmiergelder erpreßt, Arbeiterinnen müssen ihren Gelüsten zur Verfügung stehen, sonst verlieren sie Arbeit und Brot.

Unsere deutschen kommunistischen Zeitungen aber ergreifen Partei gegen die deutschen Ingenieure, kämpfen für die Sowjetregierung, bewerfen alles, was nicht auf Sowjetrußland schwört und der roten Fahne des Rotfrontkämpferbundes folgt, mit Schmutz und häßlichsten Worten.

Ein Bekenntnis und Gelöbnis zur Sowjetunion brachte der Aufmarsch der „Roten Front“ im Lustgarten zu Berlin. An der Schloßfreiheit leuchtete ein brennend rotes Transparent: „Wir geloben zur Verteidigung der Sowjetunion immer bereit!“ Und aus dem Kampfgelöbnis, das nach den Ansprachen von den Tausenden Rotfrontleuten nachgesprochen wurde, heißt es: „Ich gelobe, niemals zu vergessen, daß das Schicksal der Arbeiterklasse der ganzen Welt unlöslich verbunden ist mit der Sowjetunion; den revolutionären Kampf für den Sturz der Klassenherrschaft der deutschen Bourgeoisie zu führen, die russische und chinesische Revolution mit allen Mitteln zu verteidigen.“

Also: Deutschland mag vergehen, wenn nur Rußland lebt! und — die russische Revolution muß geschützt und gestützt werden; ist sie etwa schon dem Zusammenbruch nahe? — Und dafür geben sich Millionen deutscher Arbeiter her?!

In der Richtung solchen Verhaltens liegt auch die Ausschreitung gegen die italienische Botschaft in Berlin. Als in Italien unter dem rücksichtslosen Regiment Mussolinis — wir kennen seine Gewaltherrschaft gegenüber den Deutschen Südtirols — den Kommunisten der Prozeß gemacht und sie zu langen Gefängnisstrafen verurteilt wurden, haben in Berlin junge Burschen die Fenster der italienischen Botschaft eingeworfen. Natürlich mußte die deutsche Regierung sich bei der italienischen entschuldigen. Die kommunistischen Zeitungen billigen den Dummengungenstreich, verherrlichen ihn gar, und machen boshafte Bemerkungen über die Entschuldigung der deutschen Diplomaten. Auch das ist ein deutlicher Beitrag zur Anstandslehre und Gesittung des Kommunismus. — Und ausgerechnet ein Kommunist wurde von der kommunistischen und sozialdemokratischen Partei (bei Stimmenthaltung der übrigen Parteien) zum Vizepräsidenten des preußischen Landtages gewählt, um in sachgemäher — man erinnere sich der Radauszene am ersten Tage — Leitung der Verhandlungen des Landtages das Ansehen des Landes und Volkes vor dem Auslande zu wahren.

Ein erfreuliches Bild von Würde und deutschem Geist boten die Stahlhelmkundgebungen in Hamburg — wo weit über 100 000 — und in Königsberg — wo über 10 000 Stahlhelmkameraden sich versammelt haben. Daran ändert nichts die Wut, mit der jene Rotfrontleute in ihren Blättern diese Versammlungen begrüßt und über sie berichtet haben und die Art, mit der sie den Stahlhelmmitgliedern auf den Straßen der Großstädte begegnet sind. Nach den Vorgängen im Landtag dürfte kaum jemand noch auf den Gedanken kommen, daß diese Berichte wahr sind: nämlich, daß die Stahlhelmer blutdürstige Radauhelden und die Rotfrontleute die reinen Lämmer sind, die keinem ein Haar trümmen. E. G.